Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 4 **Marburg i. H., den 27. Januar** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Zum 27. Januar 1916 — Der Mensch mit zwei Seelen — Weihnachten im Kriege — Wir und die Demokratien des Westens — Guter Wille in Amerika — Wie Weihnachten 1915 zu uns an die Front kam — Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst. 3. Student in Erfurt — Verschiedenes: Führer des Volks (Volksverein M Gladbach); An die Lutherische Synode in Paris, Fortsetzung; Kleine Mitteilungen; Literatur — Anzeigen

Zum 27. Januar 1916

Wir gedenken in herzlicher Verehrung unsers Kaisers. In wie einziger Weise durchlebt er diese Zeit! Welche Entscheidungen liegen hinter ihm, welche Verantwortungen vor ihm! Ein Leben und Verhalten, durchsichtig genug, hat nicht hindern können, daß er für ganze Völker der ausgesuchte Gegenstand des Hasses und der Anklage geworden ist. Ihn mag mehr als entschädigen, daß das deutsche Volk und was zu ihm steht, mit umso herzlicherem und einmütigerem Vertrauen an ihm hangen. Wann war das Band zwischen Fürst und Volk so innig wie jetzt! Gott geleite ihn in sein neues Lebensjahr und schenke ihm und uns bis zu seinem nächsten Geburtstage einen sieghaften segensvollen Ausgang aus der blutigen Welt-Verwirrung und -Verirrung, von der wir umfangen sind.

Der Mensch mit zwei Seelen

Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. Jak. 1, 8

So hat Luther übersetzt: „ein Zweifler". In der Weizsäckerschen Uebersetzung heißt es: „ein Mann mit geteilter Seele". Es wird dasselbe sein, wenn wir mit einem geläufigen Ausdruck sagen: „ein Mensch mit zwei Seelen".

Denn daß es solche Menschen gebe, ist uns eine geläufige Vorstellung. Den Ausdruck brauchen wir wohl, seit wir das Dichterwort kennen: „Zwei Seelen trag ich ach! in meiner Brust." Das hat gehaftet. Weil wir das so gut verstanden, aus unsrer Erfahrung, an Andern und an uns.

Es darf aber schlechterdings nicht sein. Wir dürfen nicht zwei Seelen haben. Als Christen nicht. Als Christen dürfen wir keine Zweifler sein. Natürlich dürfen wir an sehr vielem zweifeln. An Nachrichten, an Menschen, an Dogmen, an Institutionen. Verstand ist Kritik, Verstand ist Zweifel. Aber als Christen dürfen wir im Zweifeln nicht so weit gehn, daß wir statt einer Seele zwei haben. Das mag einmal ein vorübergehender Zustand sein. Den wir überwinden. Den wir als Sünde beurteilen. Mit dem Gott Geduld haben wird. Aber im Grunde darf das unser Wesen nicht sein. So gewiß die Sünde nicht unser Wesen sein darf. Wir müssen Eine Willensrichtung haben. Ein Lebensziel. Ein Dichten und Trachten. „Niemand kann zween Herren dienen." Da gilts Entscheidung unsers inwendigsten Menschen. Was dazwischen kommt („ein anderes Gesetz in meinen Gliedern" usw.), das mag dazwischen kommen, — um überwunden zu werden. Aber nur Ein Herr, Ein Glaube, Ein Ziel, Eine Pflicht, Ein höchstes Gut. Weichen wir davon, so wird es unruhig in uns. Die zwei Seelen vertragen sich nicht. Endlich hat die eine wieder die Oberhand. Wills Gott die, die nach oben zieht. Die das Gute will. „Ich danke dir, Gott, durch Jesum Christum, meinen Herrn." So lange man das nicht hat, ist man unselig, ist man nur ein halber, ein zweigeteilter Mensch.

Verstandes-Probleme, -Rätsel und -Fragen sind es nicht, die uns zu Menschen mit zwei Seelen machen. Die uns krank, verworren, verrückt machen. Das werden wir, wenn wir unser geistiges Rückgrat, wenn wir unsern sittlichen Schwerpunkt verloren haben. Wenn wir uns nicht mehr richtig bewegen, nicht mehr arbeiten, ringen, kämpfen, nicht mehr vorwärtsstreben können. „Nicht daß ichs schon ergriffen habe" — das macht mich nicht elend. Im Gegenteil „ich jage ihm nach" — das erfüllt mich ganz, das macht mich glücklich. Mein Leben hat einen Sinn, mein Tun und Lassen ein Ziel — ich habe eine Seele. Das ist mir mehr wert, als wenn ich die ganze Welt gewönne. Darnach trage ich gar kein Verlangen, nachdem ich mich selbst gewonnen habe.

Zeiten wie solch ein Krieg sind eine große Probe darauf, ob wir eine Seele haben, oder zwei. (Manche haben noch mehr.) Auch der Stärkste wird da wohl erschüttert und gerät ins Wanken. Aber die Menschen mit der Einen Seele richten sich rasch wieder auf. Sie sind wie der Baum, gepflanzet an Wasserbächen. Ueber den können die härtesten Stürme kommen: die beugen ihn wohl und knicken ihm die Krone, aber seine Wurzeln gehn tief, und er hat die Kraft, neue Zweige und Aeste zu treiben — laß die alten brechen.

Sei du menschlich verzagt, daß deine Nerven kaum mehr können: laß doch deine Seele immer wieder aufatmen unter dem ewigen Sonnenschein der göttlichen Liebe. Bleibe dahin gewandt mit deinem Angesicht, mit deinem Wachstum. „Bitte im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleichwie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird: solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde." R

Weihnachten im Kriege

Vgl. 1915 Nr. 33 Sp. 660ff.

21. 12. 15

Weihnachten feiert man im Kriege nicht ohne Hemmungen. Es war uns ein Familienfest — und die Familien sind auseinandergerissen. Es war uns ein Fest der Freude — und nun ruft gerade die Erinnerung an vergangenes Glück Tränen hervor. Es ist ein Friedensfest — und wir stehen im Kampf. Der Kontrast zwischen dem Geist der Weihnacht und unserem Leben lähmt den Mut zur Feier. Ja Viele gehen so weit, eine Weihnachtsfeier unter diesen Umständen als Hohn zu empfinden, und deuten die Verkündigung des Friedensevangeliums angesichts einer kämpfenden Welt als Fiasko des Christentums: Seht, wie weit Europa es im Zeichen der Religion der Liebe gebracht hat!

Wir alle fühlen die Schmerzlichkeit des Gegensatzes zwischen der Botschaft der Engel und dem Angesicht der Welt. Aber feineren Ohren ist dieser wehe Mißklang längst vertraut. Wo

Engel singen, da tönt ein Gelächter der Hölle. Und Jesu Antlitz leuchtet der Welt von je aus Blut und Tränen entgegen — das ist der ewige Tiefsinn der Geschichte vom Schweißtuch der Veronika. Wir erleben heute nicht so grundsätzlich Neues, wie es uns scheint.

Der Krieg wird noch immer von den meisten als unerhörtes, unnatürliches Schrecknis empfunden, das ihr Leben durchkreuzt, als „Wahnsinn". Aber er ist um keinen Deut weniger sinnvoll als unser früheres Dasein, und weit natürlicher, weil er in unmittelbarerer Beziehung zu elementaren Regungen unseres Wesens steht. Der Wille zur Macht eines Volkes ist ohne weiteres verständlich, während manchem schwindelte vor der Unsinnigkeit eines ziellosen „Fortschritts", dem gestern noch unser Streben galt. Nichts ist natürlicher, als daß ich dem zu Leibe gehe, der mir im Wege steht. Aber was sollte man zu dem vorkriegerischen Verhältnis der westeuropäischen Nationen sagen, diesem Nebeneinander von „Kulturvölkern", die sich trotz Eisenbahnen, billiger Bücher und Berlitz-School nicht einmal so nahe kamen wie jetzt, wo sie sich verprügeln, ja die den Krieg gebraucht zu haben scheinen, damit einer des andern warmes Blut verspüre? Denn die freundschaftlichen Händedrucke, die zuvor gewechselt wurden, waren zwar nicht notwendig unehrlich, aber doch nur eine Geste; der Bajonettstich heute aber ist wenigstens Wirklichkeit.

Was uns den Krieg als unnatürlich empfinden läßt, ist nichts als die fehlende Kraft, das Natürliche, d. h. die Wirklichkeit zu ertragen. Wir verkriechen uns vor diesem Wolkenbruch von nackten Taten. Wir ducken uns, um nachher in alter Herrlichkeit aufzustehen. Statt daß wir uns lieber zerschlagen ließen. Es wird uns so viel von der Erneuerung der Welt als Frucht dieses Krieges gesprochen. Aber es ist unerbittliches Gesetz, daß neues Leben nur zum Keimen kommt, wo das Alte stirbt. Gegen das Sterben aber wehrt es sich mit dem unheimlichen Selbsterhaltungstrieb alles Seienden, wehrt sich mit allen Schlichen eingeborener Instinkte, wehrt sich durch Einkapselung der Substanz, die es umgestalten will. So arbeiten wir unbewußt an der „Isolierung" des Krieges. Denn als Abnormität ist er für unsere geistige Entwicklung unschädlich gemacht.

Doch wir vergessen dabei, daß Gott sich die Wunder vorbehalten hat, und daß der Krieg, da er nicht von Gott stammt, in den normalen Ablauf des natürlichen Lebens hineingehört, des natürlichen Lebens mit seiner Mischung von Gut und Böse. Er ist nicht unnatürlich, aber unkonventionell. Denn unsere Konventionen entsprechen einem Leben der Ordnung und des Genusses. Der Krieg aber stellt uns in hüllenlose, gewissermaßen auf die Spitze getriebene Wirklichkeit hinein, der alle Abschwächungen, die sonst das Heterogenste für unser Gefühl erträglich machen, fehlen, und die deshalb so tödlich verletzt.

Vor dieser Wirklichkeit aber muß das Weihnachtsevangelium Geltung haben, wenn es nicht von jeher eine Lüge war.

Weihnachten verhält sich zum Kriege wie das Christentum zum Leben; die gesteigerten Einzeläußerungen stehen in demselben Verhältnis wie ihre Ursprünge. Aber an jenen zeigt sich deutlicher, was an diesen unzählbare Verästelungen und Schattierungen verhüllen.

Weihnachten erweist klarer als alles Andere den naiven Frieden, in dem das Christentum mit der Welt lebt, seine Folgen und seine Unhaltbarkeit. Diese zentrale christliche Feier ist gerade in Deutschland zum allgemeinsten Volksfest geworden und hat damit das unausbleibliche Schicksal des Christentums erfahren, das sich „gemein" macht: es hat seine Kraft verloren. Gewiß ist es ein Fest des Wohltuns geblieben. Gewiß macht es manche sonst ungerührte Herzen weich — auf vierundzwanzig Stunden. Und um den Preis der Verhüllung seines eigentlichen Sinns. Nur so konnte vergessen werden, daß wie den Frühling schon ein Ahnen vom Weh des Herbstes durchweht, die Krippe an das Kreuz gemahnt. Wie friedlich liegt das wächserne Christkind auf weicher Watte in seinem Kripplein, von Engeln und Betern umringt. Und doch ist der Sinn der Szene: die Geburt in der Fremde, das Odium der vermeinten Unehelichkeit, die äußerste Aermlichkeit des ersten Lagers, die dennoch das Kindlein nicht schützte vor dem Haß des Fürsten dieser Welt, der den geborenen Gegner witterte — der Gegensatz dieses Kindes gegen alles, was Geltung hat auf Erden. Man vergißt, daß wer vor der Krippe kniet, sich auf die Seite dessen stellt, der so verachtet war, daß man das Antlitz vor ihm verbarg, der nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte, und der den Tod eines Verbrechers starb. Ja, was manchen gerade heute mehr schrecken muß als die äußere Schmach: der den Tod fürchtete — wenn er ihn gleich suchte. Der so gar nicht unserem Ideal von Männlichkeit entsprach in seiner Kindhaftigkeit, und der doch so hart sein konnte, wo man Nachgiebigkeit erwartet hätte.

Dieser Gegensatz zwischen Jesus und dem natürlichen Menschen, zwischen Welt und Christentum wird im Kriege grell beleuchtet, und für ihn ist der Weihnachtsbaum im Schützengraben ein Symbol. Aber gerade darin liegt sein Wert und seine Bedeutung. In einer Welt des Friedens verliert das Weihnachtsevangelium seinen Sinn. Im Himmel bedürfen wir keines menschgewordenen Gottes. Aber auf die Richtstatt gehört das Kreuz, wie das Christkind in eine Welt des Streits.

Ist nicht aber diese selbst nach so vielen Jahrhunderten christlicher Predigt ein Beweis für die Ohnmacht Jesu? Der Kontrast zwischen Weihnacht und Krieg hebt zwar an sich nicht die Berechtigung und Wirkung jener auf, sondern bedingt sie vielmehr. Aber ist nicht dennoch der heutige Krieg ein Hohn auf die Weihnacht?

In der Tat war es eine Lüge, die wir preisgeben müssen, daß die Völker Europas, die sich jetzt bekämpfen, christlich seien. Sie sind es so wenig, als das Reich Gottes auf Erden erschienen ist. Jesu Volksgenossen wußten: wenn das Volk Gottes (und wir sind alle Völker Gottes nach unserer Bestimmung) auch nur einen Tag lang Seinen Willen erfüllt, so ist Gottes Reich Wirklichkeit geworden. Das ist heute noch wahr. Aber heute noch ist die Bedingung unerfüllt und unerfüllbar. Und noch heute ist die Welt nicht „Reich Gottes" geworden.

Die „Welt" beurteilt das Christentum noch immer danach, als müsse das Reich da, die Welt verwandelt sein mit Jesu Tod und der Verkündigung seiner Lehre, wenn anders er der war, den wir glauben. Sie fordert ein Wunder, und da es ihr nicht gewährt wird, glaubt sie nicht, sondern verhöhnt. Dieses Wunder aber würde die Aufhebung aller Lebensgesetze und damit des menschlichen Daseins überhaupt bedingen, und die es begehren, wissen nicht, was sie tun. Sie meinen, eine „christliche" Welt sei eine Welt ohne Blutvergießen, ohne Armut, ohne gefährliche Konkurrenten, eine Welt ohne dies oder jenes, was ihnen unangenehm ist, ihr Gefühl verletzt und ihnen also als schlecht erscheint. Sie zerreißen das Leben. Sie wollen Korrekturen anbringen, wo es sich um ein Entweder-Oder handelt. Sie ahnen nicht, daß an dem jüngsten Tag, den sie beschwören, nichts, aber auch gar nichts von ihrem alten Sein übrig bleiben würde, daß jede ihnen teure Lebensform schmelzen würde vor dem ersten Anhauch des göttlichen Feuers. Daß nur, was aus Gott gewachsen ist, dann noch bestände, das heißt, daß sie spurlos vergehen würden vor seinem Nahen, das ein Gericht bedeutet trotzdem, ja weil er die ewige Liebe ist. Denn was vernichtet tiefer als die Liebe den Unwürdigen?

Diesen jüngsten Tag hat Jesus nicht herbeigeführt. Das war nicht der Sinn seines Kommens. „Die Welt" steht nach wie vor. Wo aber ist „das Reich"? Hat nicht die Welt recht, wenn sie ihre Existenz anführt als Zeugnis für die Ohnmacht des Christentums?

Um dieser Frage Lösung zu finden, deren Ernst nur der ermißt, der sie sich selbst gestellt hat, müssen wir uns fragen: Was hat denn Jesus getan? Er hat zwar die Eschatologie nicht erfüllt; denn Gott wollte uns nicht vernichten, sondern retten. Aber dennoch ist er der Bringer des Reichs, das ohne ihn noch in den Wolken schwebte, ein Traum, ein Nichts wäre. Er hat den Preis des Reiches bezahlt, er hat für das Volk, für uns die Leistung vollbracht, die über Menschenkraft ging. Er hat uns alles abgenommen, was uns erspart werden konnte, indem er den Frieden brachte denen, die guten Willens sind, indem er zum Weg wurde in das Reich für alle, die den Durchgang durch den Gekreuzigten nicht scheuen.

Diese entscheidende Wahl und Hingebung aber konnte und wollte er uns nicht ersparen.

So stehen Krippe und Kreuz in ihrer Süßigkeit und Strenge, segnend und richtend nun seit fast zweitausend Jahren der Welt gegenüber. Sie bedeuten keine Partei, und der Zulauf, den sie haben, ist in keinem Sinne ein Maßstab für ihren Wert. Vielmehr sind sie das Wertmaß für die Welt, die sich ihrem Richterspruch nur dadurch entziehen kann, daß sie in ihrer jetzigen Form verschwindet. Zieht sie es vor, sich selber gleich zu bleiben — umso schlimmer für sie. Das ist ein Argument gegen sie, nicht gegen Jesus. Und wo sie sich nach ihm nennt, ohne daß ein Tropfen seines Bluts in ihren Adern fließt, ist es nicht seine Schuld.

Die Fähigkeit des Politikers erweist sich daran, ob er eine Fahne aufzupflanzen weiß, die „zieht". Jesus aber ist ebenso wenig Politiker wie Zauberkünstler; er verwandelt die Welt nicht, und er wirbt nicht um sie, indem er ihr entgegen käme. Er hat nicht gehandelt mit dem reichen Jüngling, sondern er ließ ihn ziehen, wenn auch mit Schmerzen, als jener seiner absoluten Forderung nicht entsprach. Er ist eine Kraft aus Gott. Er ist der große Magnet, der, was göttlich ist in der Welt, weckt und an sich zieht. So arbeitet er an Welt und Menschen. So zerfällt er sie. So steckt er Lichter an, die durch das Dunkel leuchten wie die Kerzen am Weihnachtsbaum auf dem Schlachtfeld.

Welche sich aber loszuringen vermögen aus der umklammernden Erde, aus denen baut er das Reich, dessen Mittelpunkt heißt Golgatha, das ist Schädelstätte. W P

Wir und die Demokratien des Westens

Zu den vielen schmerzlichen Enttäuschungen des Weltkrieges gehört auch der moralische Zusammenbruch der Demokratien und der Parlamente, die wir bisher für die besten hielten, ja zu denen wir hinüberblickten mit einer gewissen neidischen Bewunderung. Die anderen Völker hatten es so viel weiter gebracht, ja wahrlich weiter gebracht! Da sehen wir nun diese demokratischen Völker, für die wir doch immer eine gewisse, stille, bewundernde Liebe hatten: das teure, lustig-ernste Old England, das kluge Frankreich, das stolze Amerika, Krone aller freien Länder, sie samt und sonders in den Händen gewissenloser Cliquen. Eine Handvoll Leute, die rücksichtslos nach ihren beschränkten Begriffen von Völkerglück und Völkerehre handeln, haben das Geschick jener Länder in der Hand. Die Völker sind betrogen und belogen, berauscht durch leere Phrasen werden sie in den Kampf getrieben und sterben in dem Glauben, daß sie für Haus und Herd kämpfen, die ihnen die Deutschen doch nie bedroht hätten, oder sterben einfach als Söldner einer Clique raubsüchtiger Tyrannen. Ist das das Bild der gepriesenen Demokratie? Wie war das möglich?

Bei einigem Besinnen wird uns doch manches begreiflich. Auf welche Weise war eigentlich jenes Bild der Demokratie zustande gekommen? Schon der Name verrät es. Erinnerungen aus dem Altertum von den Griechen und Römern hat man gehabt, lauter trockene Blätter wie Teeblätter, die nur sehr unvollkommen andeuten, was da einmal stolz geblüht hat auf Erden. Diesen Blättern hat man einen neuen Aufguß gegeben, und das war vor allem jenes französische Ideal von Republik, dessen Bewunderung uns Deutschen schon so viel geschadet hat. Die Republiken am Ausgang des Altertums, insbesondere Rom waren Volksmassen in der Hand kluger, kaltherziger Großkapitalisten — und Frankreich und England sind es heute wieder.

Nein, gegenüber dem Geschwätz und dem Phrasentrompeten des französischen und des italienischen Parlaments ist das „Ich befehle" des deutschen kommandierenden Generals doch eine wahre Wohltat. „Ich befehle!" — Brotkarten, Milchkarten, Zigarettenverbot für unnütze Buben, Rekrutenaushebung Jahrgang so und so viel, Es werden die Wirtschaften geschlossen um 12 Uhr usw. usw. Und es geht. Die reine, praktische Vernunft regiert, so gut es mit menschlicher Kraft einmal geht, gewiß nicht in göttlicher Vollkommenheit, aber doch mit einer großen, ehrlichen und wohltuenden Wirkung.

Aber wie soll es dann nun künftig bei uns werden? Wir können doch nicht unser ganzes Staatswesen aus lauter großen und kleinen kommandierenden Generalen bestehen lassen. Dann würden wir so sein, wie die Chinesen in ihrer besten Zeit gewesen sind, und das bedeutet schließlich doch Versteinerung. Das geht also auch nicht.

Seien wir uns über Eines klar: Wir Deutschen bestehen in dieser Krisis noch am besten, weil wir noch nicht ein Brei gleichgemachter, gleich hohler Köpfe sind, über denen dick und fett einige ganz große Klöße schwimmen, angeschwollen von Geld, Wissenschaft oder Bildung, je nachdem. Wir haben einen in natürlichen Formen aufgebauten Volkskörper. Bei uns folgen noch Söhne auf Väter; Lehrlinge werden groß und treten an Stelle der Meister. Es wirkt bei uns Vererbung des Blutes, und wir haben Tradition in Ueberzeugungen nicht nur, sondern auch in Arbeitsmethoden. Wir werfen das Kind nicht auf die Großstadtstraße, ausgerüstet mit ein klein wenig sehr flacher Schulbildung und sagen: So, da ist die große, beste Republik, das Ideal aller Staatsformen; nun sieh zu, was du machst; die Eltern sind nur eine zufällige Nebensache bei diesem Zustande, — sondern in Deutschlands großem, gesundem Herzen wohnt eine Fülle von Fürsorge, Erinnerungen, Hoffnungen, Plänen und Gedanken und geleitet jedes junge Geschlecht ins Leben hinaus. Beim Bauern, beim Arbeiter, beim Kaufmann, beim Offizier, beim Gelehrten, überall ist es so. So hat denn Deutschland auch eine Aristokratie der Tüchtigkeit, nicht nur des Geldes. Und Führerkraft und Weisheit entsteht nicht von heute auf morgen, sondern erwächst wie alles in der Natur, langsam. Auch hier wirken Gesetze. Wir sollten uns immer vergegenwärtigen:

In den noch so gebundenen, vielfach unfreien zwei letzten Jahrhunderten war doch in Deutschland diese langsame Entwicklung der Führerkräfte von Geschlecht zu Geschlecht möglich. Man sehe sich die Stammbäume derer an, die nun führen und bewundert werden. Aus den Pfarrer- und Lehrerhäusern, noch ein Geschlecht weiter zurück aus der Hütte des Bauern und Arbeiters sind sie gekommen. Dann aber sind — sei es nun der Schwertadel unserer Armee, oder die Gelehrten, oder die Organisatoren oder Erfinder — mehrere Geschlechter treu arbeitender Menschen aufeinander gefolgt. Und das geschieht auch wieder, wenn wir festhalten an dem deutschen Wesen: es muß ein Jeder seine Sache in harter Zucht lernen.

Gerade in den letzten Jahren aber wurden die Zustände auch für uns gefährlich — und auch eine Einheitsschule aller Stände würde diese Gefahr nicht beseitigen. Aufstieg aus der Arbeiterfamilie, aus der frischen, noch gesunden Rassenkraft unseres Volkes gab es genug. Das wird aber aufhören, wenn wir unser Lehrlingswesen durch das Laufburschenwesen verdrängen lassen. Jetzt schon geschieht ein Verbrauch von Rassenkraft, der den sicheren Nachwuchs neuer Führerfamilien hemmt. Sehr viele kommen bis zum Uebergang vom kleinen zum höheren Bürgertum. Dort aber ermattet bereits die Nervenkraft, oder gar der junge Stamm verdorrt. Warum? Unser Leben war zu luxuriös, zu teuer geworden. Man scheute sich, Kinder zu haben. Gute Aristokratien haben viele Kinder, denn sie sind mutig und fröhlich. Unsere großen Generäle und Gelehrten im neunzehnten Jahrhundert hatten viele Brüder und Schwestern.

Ja es ist ein Segen, daß der Krieg uns zwingt, wieder einfach zu werden. Dann werden die Enkel des Arbeiters oder Technikers oder des Lehrers nicht verweichlichte, verwöhnte, nervöse Kinder sein, mit grenzenlos selbstsüchtigen Lebensanschauungen, die in einer entarteten, blasierten Romanliteratur herumwühlen, sondern kernige Menschen, gesund und tapfer, wie ihre Vorfahren mit schwieligen Händen. Es ist unsere Rettung, wenn unsere Familien wieder einfach werden und die Götzen verachten, die zusammmen mit Nic Carter-Romanen und Kinodramen aus den verrotteten Demokratien des Westens zu uns eingewandert sind.

Aber da bleibt doch die große Frage: Wie sollen wir dann unsern Staat gestalten? Die Gleichheitsphrase der Franzosen hat zum Völkermord geführt. Wir müssen doch in Deutschland unser innerlich noch unfertiges Staatswesen weiter aus-

bauen. Wir hatten doch sehr viel Aerger davon, daß wir nicht einmal darüber einig waren, ob wir eigentlich ein Kaisertum oder eine soziale Republik sein wollten, von dem Gegensatz ganz zu schweigen, der zwischen dem Katendorf eines mecklenburgischen Rittergutsbesitzers und einem sich selbstverwaltenden Dorf z. B. in Württemberg besteht. Sind das nun alles heilige Naturformen? Auch das Wahlrecht in Hamburg? Und die unbeschränkte Bodenspekulation, die heute das Leben der Urenkel schon bedroht?

Hier liegt noch ein Gebirge von Arbeit vor uns Deutschen. Wahrscheinlich ist das gut für uns; denn Wohlleben kann der Deutsche nicht vertragen.

Es kommt nun sehr viel darauf an, wo Hacke und Richtschnur ansetzen sollten. Eine Einsicht können wir nur aus eigener deutscher Erfahrung gewinnen. Denn auf unsere Erfahrung kommt es doch wohl an, nicht auf die Roosevelts, Vivianis, Churchills und Salandras.

Woher kommen unter uns Männer, die wirklich als politische Führer uns nützen, die wir also in unseren Parlamenten und auch in unserer Verwaltung an die Spitze bringen wollen? Lehrt da unsere Erfahrung nicht Folgendes? Es soll nicht der allgemeine Politiker an sich sein, sondern der Mann eines bestimmten Berufes. Sind der Bäckermeister Blinkmann, der Drechslergeselle Bebel, der Aristokrat Zedlitz-Trützschler mit allen ihren Schroffheiten, ihrer deutschen Echtheit nicht wertvollere Männer fürs Vaterland als der Nur-Politiker, der politisierende Advokat von gestern, der schließlich zum Hans Narr eines deutschen Reichstags wird? Wer gelernt hat, erstmal einem kleinen Kreise zu dienen, auch nur den Berufsgenossen, der wird als Charakter sachlich sein. Ist er dann ein umfassender Geist, dann wird er auch größere Sachen überschauen können, als es sein Beruf ist. Seht, wie ihr in eure Verwaltung und Parlamente, in die Selbstverwaltung des Dorfs und in die höchsten Behörden Männer bringt, die es gelernt haben, von Kindesbeinen an ihre Person an die Sache hinzugeben — nicht um auf der Rednertribüne zu glänzen. Wehe dem Volke, dessen Staatsmänner, um sich oben zu halten, demagogisch geschickte Redner sein müssen!

Hier ist die große Aufgabe für den deutschen Michel: Denke nach, wie fängst du es an, so zu wählen, zu küren, so zu ernennen, daß du die rechten Hausväter, die gerecht waltenden Vorsteher schwerer und ernster Dinge zu deinen Führern machst!

Walter Classen

Guter Wille in Amerika

Vorbemerkung. Die Ueberschrift wird vielleicht überraschen, weil viele unter den erschütternden Eindrücken der Haltung Amerikas während des Weltkriegs den Glauben an die bona fides der Amerikaner völlig verloren haben. So sehr ich diese Stimmung verstehe, so sehr halte ich es für meine Pflicht, vor Verallgemeinerungen zu warnen. „Die" Amerikaner und insbesondere „die" amerikanischen Christen sind keine einheitliche massa perditorum. Würden wir zunächst übersehen, was die Amerikaner deutscher und irischer Abstammung an tatkräftigster Sympathie für unsere Sache aufgebracht haben, so würden wir unsern amerikanischen Gegnern den größten Gefallen tun: ihnen sind diese Bürger ja Amerikaner zweiter Klasse, aber für uns sind sie doch keine Deutschen oder Iren, sondern vollwertige amerikanische Bürger, und was sie während des Krieges leisteten, müssen wir als amerikanische bona fides einschätzen. Sodann aber sind auch die politisch mehr oder weniger auffeiten unsrer Feinde stehenden Anglo-Amerikaner keineswegs eine gleichmäßig bösartige Masse. Ich stehe durch meine „Evangelischen Wochenbriefe" (Protestant Weekly Letters)[1] seit Anfang Dezember 1914 in einem regen brieflichen Austausch hauptsächlich mit einer sehr großen Zahl anglo-amerikanischer Theologen und Kirchenmänner und habe einen recht tiefen Einblick in ihre Gedanken und Stimmungen tun können. Aufgrund dieser jetzt über ein Jahr währenden, mit großer Offenheit geführten Korrespondenz glaube ich sagen zu müssen: es liegt weder im Interesse der Wahrheit noch im Interesse unseres Vaterlandes, die Stimmung der Bitterkeit gegen alle Anglo-Amerikaner ohne Unterschied zu nähren. Ich habe gewiß von dem weite Kreise beherrschenden, hartgesottenen, moralprotzenden Pharisäismus auch meinerseits einen tiefschmerzlichen Eindruck, und auch mir sind gewisse Zusammenhänge zwischen Moralismus und Mammonismus nicht verborgen geblieben. Aber ich habe mich bei vielen der Besten doch überzeugen müssen, daß sie innerhalb eines ziemlich engen Horizontes von Kenntnis Europas zwar Opfer des englischen Tugendbolddienstes, aber subjektiv gutgläubig sind. Und bei nicht wenigen dieser Gutgläubigen ist der gute Wille einer Verständigung mit uns vorhanden, in wachsendem Maße, wenn ich recht sehe. Diesen Persönlichkeiten (die sich selbst mitunter die „Nachdenklicheren" nennen) mit verstockter Bitterkeit zu begegnen, wäre vom christlichen und vom politischen Standpunkte aus gleich verkehrt.

1) In Deutschland werden diese Briefe nur an wenige Adressaten versandt. Vier Briefe sind abgedruckt in Deißmann, Inneres Aufgebot. Berlin, August Scherl. 1915. D H

Der in meinem hier folgenden Wochenbrief Nr. 59 den Amerikanern geschilderte Berliner Besuch des Dr. Charles S. Macfarland, Generalsekretärs des Federal Council of the Churches of Christ in America, der jungen, aber imposanten Zusammenfassung von dreißig amerikanischen Kirchenkörpern,[1] scheint mir ein sehr beachtenswertes Anzeichen dafür zu sein, daß der gute Wille da und dort durchzubrechen beginnt. A D

Evangelischer Wochenbrief 59

Berlin, 15. Januar 1916

Wenn man in dieser Zeit tiefster seelischer Erregung der ganzen Menschheit mehr als ein volles Jahr ein Einzelproblem der deutsch-amerikanischen Beziehungen täglich, ja fast stündlich auf das ernsteste durchdacht hat, so empfindet man es als eine große Hilfe, wenn von der amerikanischen Seite her Gelegenheit gegeben wird, das Problem Auge in Auge zu besprechen. Ich unterschätze gewiß nicht den hohen Wert der umfassenden brieflichen Aussprache, zu der so viele amerikanische Christen durch Beantwortung meiner „Wochenbriefe" mir freundlichst Gelegenheit gaben. Aber die mangelhaften Verkehrsverhältnisse der jetzigen Zeit verlangsamen den brieflichen Austausch sehr, und neue, seit der Abfassung eines Briefes eingetretene Wendungen der allgemeinen Lage lassen nicht selten einen vor Wochen ganz passenden Brief im Augenblick seiner Ankunft schon als veraltet erscheinen.

Ich war daher sehr erfreut, als der Generalsekretär des „Bundeskonzils der Kirchen Christi in Amerika" Rev. Dr. Charles S. Macfarland (New York City) mir am 29. Dezember 1915 aus dem Haag telegraphierte, er komme nach Berlin. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm waren durch diese „Wochenbriefe" hergestellt worden. Daß er im Namen des Federal Council schon im August 1914 einen Brief an Präsident Wilson gesandt hatte, in dem unter anderem vor einer Anleihe an die kriegführenden Staaten ernstlich gewarnt wurde, hatte ich nicht vergessen. In der Sylvesternacht hier eingetroffen, begleitete er mich sofort in den Massengottesdienst im Dom, wo der Oberhofprediger des Kaisers, D. Dryander, in der Stunde des Jahreswechsels über Psalm 77, 12—16 sprach. Als wir dann nach Mitternacht unter dem Geläute der Domglocken zusammen „Unter den Linden" zum Hotel wanderten, hatten wir das erste ernste Gespräch über die uns beide gleichermaßen beschäftigenden Fragen. Ich habe den amerikanischen Gast dann in meiner Wohnung zweimal zu vier- bis fünfstündigen Konferenzen empfangen, besuchte mit ihm das volkstümliche Weihnachtsspiel „Der Stern von Bethlehem" im Deutschen Theater und nahm an der freien Versammlung teil, in der er sich mit Mitgliedern der preußischen Landeskirche, der deutschen Methodisten- und Baptistenkirchen sowie der Brüdergemeine aussprach. Lic. Siegmund-Schultze hatte diese Aussprache vorbereitet und Professor D. Julius Richter leitete sie in Stellvertretung des in letzter Stunde verhinderten D. Spiecker. In der Zwischenzeit hatte Dr. Macfarland Gelegenheit gefunden zu sonstiger privater Aussprache mit

1) Es wird für manche unsrer Leser doch von Wert sein, daß wir die Namen der so vereinigten christlichen Körperschaften hier mitteilen: Baptist Churches, North; National Baptist Convention; Free Baptist Churches; Christian Church; Congregational Churches; Disciples of Christ; Friends; German Evangelical Synod; Evangelical Association; Lutheran Church, General Synod; Mennonite Church; Methodist Episcopal Church; Methodist Episcopal Church, South; African Methodist Episcopal Church; African Methodist Episcopal Zion Church; Colored Methodist Episcopal Church in America; Methodist Protestant Church; Moravian Church; Presbyterian Church in the United States of America; Presbyterian Church in the United States, South; Protestant Episcopal Commissions on Christian Unity and Social Service; Reformed Church in America; Reformed Church in the United States; Reformed Episcopal Church; Reformed Presbyterian Church General Synod; Seventh Day Baptist Church; United Brethren Church; United Evangelical Church; United Presbyterian Church; Welsh Presbyterian Church. D H

deutschen Christen und war auch durch den Besuch eines Lazaretts unter Führung von Pastor Dr. Klatt und Lic. Döhring, dem Hofprediger des Kaisers, außerordentlich interessiert worden.

Diese ganzen an gegenseitiger Förderung reichen Tage liegen nun schon eine ganze Zeit hinter mir. Ich glaube daher in der Lage zu sein, ruhig und sachlich über sie urteilen zu können. In der Schilderung der Auffassungen und Absichten unseres hochgeschätzten amerikanischen Gastes bediene ich mich meist seiner eigenen Formulierungen.

Dr. Macfarland kam nach Europa nicht in irgendwelcher politischen Absicht, sondern um in christlicher, von Gebetsgeist getragener Aussprache unsere Gefühle besser kennen zu lernen und uns das Mitgefühl vieler Glaubensgenossen aus den Kirchen Amerikas kundzutun. Er war dabei einzig geleitet von den Geboten seines eigenen Herzens und Gewissens, hat die Reise aber mit voller Zustimmung der anderen Leiter des Federal Council unternommen. Er glaubt nicht, daß es ein Moratorium gibt für das Bekenntnis zu den ewigen Wahrheiten unseres Glaubens. Und was in Friedenszeiten das natürliche ist, sollte in Kriegszeiten nicht außer Kraft gesetzt, sondern noch mehr in seiner Notwendigkeit anerkannt sein. Mit vielen Christen aller Länder ist Dr. Macfarland überzeugt, daß nach dem Friedensschlusse eine große Periode des Wiederaufbaus beginnen wird. Mag jetzt auch die politische Lage für den Frieden noch nicht reif sein, in der Stille kann schon jetzt an der kommenden Versöhnung erfolgreich mit geistlichen Mitteln gearbeitet werden.

Mit ebenso großem Freimut wie Takt sprach sich Dr. Macfarland über die Stimmung Amerikas aus. Er versicherte uns, daß die den Entente-Mächten günstige Meinung bei sehr vielen Amerikanern auf der ehrlichen Ueberzeugung beruhe, der Sache der Gerechtigkeit sei nur durch einen Sieg der Entente gedient. So erkläre sich auch die stillschweigende Zustimmung Vieler zu den Munitionslieferungen. Aber er gab offen zu, daß in Amerika, wie in anderen Ländern, die Gefahr des Pharisäismus vorhanden sei, und er billigte das Verhalten derjenigen seiner Landsleute nicht, die zu rasch bereit gewesen seien, die Rolle des Richters zu spielen, und mitunter ein unreifes und vorschnelles Urteil über den europäischen Krieg abgegeben hätten.

Die Aufgabe des christlichen Amerika müsse, so betonte Dr. Macfarland mit besonderer Wärme, die Versöhnung sein, nicht das Richten. In dieser Gesinnung habe er auch, als Mißverständnisse zwischen Amerika und Japan aufgekommen seien, den Präsidenten des Federal Council Dr. Shailer Mathews zu einer Reise nach Japan veranlaßt, die er ihm als die große Gelegenheit seines Lebens zu einer Großtat der Versöhnung hingestellt habe. Und in dieser Gesinnung habe auch er selbst seine Europa-Reise jetzt in der Weihnachtszeit angetreten und werde er, wie in Deutschland, so auch in den andern Ländern wirken, im Geiste einer vom Gebet getragenen ehrlichen Dienstbereitschaft.

Seine eigenen Ueberzeugungen über bestimmte Einzelfragen des Krieges hat Dr. Macfarland in keiner Weise verschleiert, als wir ihn danach fragten; aber er kam nicht als Diplomat; seine Diplomatie bestand einfach darin, keine Diplomatie zu üben. Er sprach ironisch von einer „ohnmächtigen Neutralität“, über die er sich zu erheben suchte in die Sphäre des Geistes der Versöhnung. Unsere Maßnahmen für die Kriegsverletzten und überhaupt für den inneren Wiederaufbau nach dem Krieg hätten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. So wolle er alle verbitterten Gemüter in allen Völkern bitten, sich jener kommenden großen Periode des seelischen Wiederaufbaus schon jetzt innerlich entgegenzurecken, in Europa und in Amerika.

Ist es uns, so fragte er in tiefer Ergriffenheit, nicht möglich, eine neue seelische Atmosphäre zu schaffen, innerhalb deren wir Ziele erreichen, denen wir uns durch die politischen Programme der Diplomatie nicht nähern können? Dr. Macfarland glaubt nicht, daß man schon jetzt vorschnell die Christen der einander feindlichen Länder zu Konferenzen zusammen bringen könne; aber er traut dem heiligen Geiste die Macht zu, an die Herzen auch der noch getrennten Menschen zu rühren und auch politische Gegner in Christus zu verbinden.

Der Schaffung jener seelischen Atmosphäre will Dr. Macfarland durch seine Reise dienen, und er ist dabei weit entfernt von einem Geiste der Selbstüberhebung. Im Gegenteil, die Frage der Selbstprüfung beschäftigt ihn fortwährend: Ist uns nicht allen unser christlicher Idealismus außer Sicht gekommen? Haben wir nicht, wenn wir uns mit den Begebenheiten und Wirkungen beschäftigen, die Ursachen und die hinter den Ereignissen liegenden immanenten Kräfte wirtschaftlicher, sittlicher und seelischer Art übersehen? So liege es ihm persönlich fern, Andere ermahnen zu wollen; er komme mehr um zu hören als um zu reden, um die getrennten Brüder selbst besser zu verstehen und dadurch in die Lage zu kommen, auch ihnen zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zu helfen. —

Welches sind nun die Ergebnisse des Berliner Besuches Dr. Macfarlands? Ich kann diese Frage, da sie die feinsten Probleme seelischer Wirkungen betrifft, in keiner Weise mit plumper Statistik beantworten. Den äußerlich sichtbaren „Erfolg“ einer Massenwirkung hat Dr. Macfarland nicht erstrebt und konnte er in der jetzigen Lage Europas nicht erstreben. Aber ich glaube ihn recht verstanden zu haben, wenn ich sage: er erhoffte den Segen, der den „Zwei oder Drei“ verheißen ist (Matth. 18, 20). Und dieser Segen ist ihm und ist uns zuteil geworden.

Daß wir, obwohl noch im Kriege lebend, uns schon auf die nach dem Kriege kommende Zeit des seelischen Wiederaufbaus zu rüsten haben, in diesem Gedanken begegneten wir uns brüderlich mit dem Gaste aus Amerika. Persönlich kann ich ja von mir sagen, daß von Anfang an auch meine „Evangelischen Wochenbriefe“ nach Amerika der Stärkung der durch den Krieg so furchtbar erschütterten christlichen Solidarität dienen wollten. Und so hatte ich nicht nur Verständnis, sondern auch volle Sympathie für unsern Gast. Die ruhige Offenheit, mit der er sich über die Stimmung Amerikas aussprach, war sehr eindrucksvoll. Die immer von mir vertretene Meinung, daß viele Amerikaner in ihrer Gegnerschaft gegen uns von voller bona fides getragen sind, hat sich mir durch das, was Dr. Macfarland auch über seine eigenen Gewissenskonflikte erzählte, befestigt, wie ich auch glaube, daß er selbst sich von unserer eigenen bona fides von neuem überzeugt hat.

Am meisten Eindruck aber hat mir doch die einfache Tatsache gemacht, daß überhaupt in einer Periode der schwülen Spannung zwischen unseren beiden Völkern ein so hervorragender christlicher Führer, der eine so bedeutende Stellung in einer 125 000 evangelische Gemeinden aus 30 Kirchen Nordamerikas umfassenden Organisation einnimmt, zu uns gekommen ist, nicht um zu kritisieren, sondern um zu hören. Möchte sein Besuch nicht der letzte gewesen sein! Es gibt zur Zeit keine größere Gefahr für das künftige seelische Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika, als das verstockte Schweigen der Verbitterung hüben und drüben. Ich übersehe nicht den furchtbaren Ernst der unser gegenseitiges Verhältnis störenden Probleme und lasse mich in der patriotischen Stellungnahme für mein Volk von Niemandem übertreffen. Aber ich bin gewiß, durch ingrimmiges Fäusteballen hüben und drüben wird nichts geholfen. Jeder ehrliche Händedruck aber übers Wasser hat große Verheißungen. Wir haben den Amerikaner angehört, und er hat uns angehört, und wir haben die Ueberzeugung befestigt, daß in dem großen Lande drüben, das uns die Lasten eines so furchtbaren Schmerzes auf die Seele legte, die eine Kraft doch nicht fehlt, die allein alle harten Rätsel dieses Aeon lösen kann: der gute Wille.

Adolf Deißmann

Wie Weihnachten 1915 zu uns an die Front kam

Die Freunde erinnern sich, daß ich vor einigen Jahren eine Weihnachtsgeschichte in der Christlichen Welt veröffentlichte — die Ueberschrift weiß ich nicht mehr — die dem Gedanken Form und Farbe gab, daß Weihnachten so himmelstark sei, daß es sich mit Gewalt auch unter den widrigsten Umständen durchsetze. Der Schauplatz war die Lazarettstube der Strafanstalt. Und die Schilderung war, wie meine Westerwälder Bauern vor-

mals entrüstet feststellten, eine meiner „Lügengeschichten“. Es war kein Bericht der nackten Wirklichkeit.[1])

Heute will ich nur berichten, und wenn trotzdem ein paar entsprungene Strählchen aus dem Poetenhimmel zwischen den Zeilen ertappt werden, haltets zu gut. Es kann Keiner aus seiner Haut.

Die Umstände waren freilich auch diesmal die denkbar unfreundlichsten. Wochenlang der naßkalte Regen, und was das im Gefängnis des immerwährenden Stellungskriegs bedeutet: der unaufhörliche Kampf, nicht nur mit dem Feind, sondern auch mit den Elementen! Und ob die Elemente grimmig unparteiisch ebenso den Gegner bedachten, es kann sich daheim schlecht einer einen Begriff davon machen, wie unleidlich es einer braven Truppe ist, wenn ihr Stolz und täglicher Aufenthalt, ihre tadellos ausgebaute saubere Stellung, so in den Dreck gerät. Und der Mensch mit. Wers nicht gesehen hat und selber mitten drin gewesen ist, glaubts einfach nicht. Regen, Regen war die Parole oben und Schanzen, Schanzen die Parole unten. Man muß selber als Lehm-Mann aus den Gräben herausgekommen sein, und bei sich gedacht haben, hier ist das uralte Wort umgedreht und der Mensch wieder zum Erdenkloß geworden. Dann, ja dann wächst die Hochachtung vor den Leistungen unserer Feldgrauen ins Riesenhafte.

Aber wie sollte da die Weihnachtsstimmung kommen zum zweiten Kriegsweihnachten? Und noch kein Ende der Blutzeit abzusehen! Ein grauer Tag nach dem andern, und kam einmal ein Stück blauer Himmel, fuhr der graue Wolkensack hinterher, ihn einzufangen. Weihnachten schien nur darum sich zu nähern, um das wilde Zerrbild dieser unweihnachtlichen Welt uns doppelt schmerzlich zum Bewußtsein zu bringen. Von Kopfhängerei darum freilich keine Spur, aber im Krieg als Werktag ein Zähne-aufeinanderbeißen in harter Pflichterfüllung. Statt Weihnachten erhöhte Gefechtsbereitschaft, Arbeitsdienst.

Dann aber kam unaufhaltsam wie eine Flut ein andrer Strom zu uns an die Front. Die Menge der Liebesgaben. Und die Tannenbäume! Es war alles noch besser geordnet und vorgesorgt als im vorigen Jahr. Und dies rechtzeitige Einsetzen des Gegenstroms der Liebe fing an, es um uns herum doch weihnachtlich zu machen. Nicht der äußerliche Wert oder Minderwert der Gaben war ausschlaggebend für uns, aber es waren alle diese Sendungen Boten der großen Liebe der deutschen Heimat. So reich umgeben und getragen von der Liebe des Vaterlands haben wir uns noch nie gefühlt. Und Keiner, nicht ein Einziger war vergessen!

So kam der Heilig-Abend, trüb und regnerisch wie seine Vorgänger, und doch bereitete sich hinter den Wolkenvorhängen etwas vor, das noch entschleiert werden wollte. Was das war?

Der Feind war unruhig, der Kanonendonner auffallend verstärkt. Auch mein Quartier, das 40 Minuten Wegs von der vordersten Stellung abliegt, bekam in den letzten Tagen öfter das heulende Eisen zu spüren. Ein zornwütiges Streiten wider Weihnachten in den Lüften. Weihnachtsfeiern waren zwar angesetzt auch in der vordersten Front, ob sie jedoch möglich waren?

Nun muß ich aber im Ich-ton weiter erzählen dürfen, weil ich ja persönlich Erlebtes berichte. Um 4 Uhr begann die erste Weihnachtsfeier beim Stabe, dem ich zugeteilt bin. Außer uns, die wir uns seit manchem Monat kannten, kamen die Haus- und Pferdeburschen, die Fernsprecher und was von der Wache abkommen konnte. Einige 40 Mann versammelten wir uns in „unserer Wohnstube“, die das große Zimmer eines unbekannten Eigentümers war. Nun wars unsere Weihnachtsstube im Feindesland und unser Christbaum und unsere Weihnachtslieder, gesungen vom rauhen Klang der Männerstimmen.

Warum soll ichs verhehlen, mir schlug das Herz bis an den Hals, wie ich das Weihnachtsevangelium verlas. Mir selber klang es anders als sonst in der langen Gewohnheit des Amts. Das Ungewohnte, nicht Herkömmliche in den Umständen dieser Kindleinsgeburt schien uns wie Bekannte zu grüßen: „Denn sie hatten keinen Raum in der Herberge.“ Und über dem Kindlein auf Heu und Stroh und über seinem Holzbettlein die jubelnde Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“

1) 1913 Nr. 52: Aus der Totenkammer. D H

Was ich dann sagte? Ich wills nicht ausführen. Aber, daß das Weihnachtsgeschenk der deutschen Front das gerettete Vaterland ist und das gesicherte Weihnachten daheim. Und das Opferfest der Liebe ist Weihnachten mit dem Willen: Opfern erlöst!

Dann die Bescherung beim Stab. Ich hatte nicht Zeit, meine Weihnachtspäcklein zu öffnen. Das Auto ratterte vor der Tür und eilte mit mir durch peitschende Nässe zur nächsten Feier in der Ruhestellung eines unserer Regimenter.

Die Tür ging auf, ich grüßte und schaute mich um. Das war einmal eine Scheune. Nun war sie umgewandelt zum Festsaal. Grüne, lange Tannenkränze schlangen sich herüber und hinüber, inmitten ein Kronleuchter aus Tannengrün. Lichter an den Wänden, Lichterpracht am ragenden Christbaume. Und draußen der eiserne Widerstreit der Geschütze ging unter in dem mächtigen Klang: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Ich brauchte nur vorm Angesicht meiner Feldgrauen in Helm und Waffen zu fragen: Gibt das kein Weihnachten? Und las das Ja aus hellen, festen Augen. „O, du fröhliche, o du selige . . .“

Weiter surrt der Kraftwagen und hält vor der Kirche, die zur Kaserne der Armierungskompagnie umgewandelt ist. Ein gewitterartiger Regen goß. Und drinnen?

Nach langer, langer Zeit stand ich wieder einmal auf einer richtigen Kanzel. Aber in welcher Umgebung? Es war, als sollte ich mir erst einmal die Augen wischen, um gewiß zu sein, daß ich nicht träume. Rings an den Wänden kistenartig aufeinander gestapelt die Lagerstätten bis hinauf zu den Kirchenfenstern, die teilweise zerstört, notdürftig verstopft waren. Und darüber und nebenan an den Säulen die gottesdienstlichen Merkzeichen. Hölzerne Heiligenbilder mit naivem Staunen in den glotzenden Augen und neugierigen spitzen Nasenschatten. Wie im Märchen. Staunten sie über uns, oder ich über sie? Kopf an Kopf drängten im Schiff die braven Arbeitersoldaten, die mit der Schippe ebenso ehrenvoll im Dienst des Vaterlandes stehen wie die Brüder mit der Waffe. Und vor mir der brennende Christbaum und dicht daneben auf ragendem Postament die französische Schwertjungfrau, verzückt aufschauend mit gefalteten Händen — zum deutschen Weihnachtsbaum? . . .

Nein, wir waren an Weihnachten nicht zu bedauern!

Weiter nach vorn führte mich die sausende, schleudernde Fahrt. Im Keller eines zerstörten Schlosses sollte die Feier sein für die abkömmlichen Mannschaften der Artilleriestellungen. Es war Nacht geworden und die Ruinen tintenschwarz im Dunkel. Aber eine Treppe führt in den unterirdischen Lichtraum. Wieder sind die kahlen Wände verkleidet mit Reisern, und Lichtlein brennen. Ein weiß gedeckter Tisch mit zwei Leuchtern und inmitten ein Kruzifix von irgendwo ist mein Weihnachtsplatz. Links von mir der Lichterbaum, rechts die wartenden Angesichter. Mitten ins Weihnachtsevangelium „und es waren Hirten in derselbigen Nacht auf dem Felde“ krachte eine Lage Schwerer, die uns galt. —

Das Auto durfte nicht weiter vor. Es war zu laut. Ein Befehlsempfänger geleitete mich zur vordersten Front. Etwas hatte die Tätigkeit in den Stellungen sich gemindert. Nur Gewehrschüsse; die schweren Stimmen schwiegen einstweilen, während wir auf der leeren Straße gingen zwischen verwilderten Feldern, die leise rauschten unter dem Hinfahren schleppender Wolkenschatten. Und die Scheinwerfer griffen tastend darein. Licht und Finsternis.

Als dunkle Masse wartete das zerstörte Dorf, umstanden von einem kläglichen Ueberrest gesplitterter Bäume. Hingerichtete zwischen Erde und Himmel. Unser Ziel war eine Höhle, zu der mein Begleiter mich führen sollte. Ein junger sachlich denkender Landwirt, der gewohnt ist mit Notwendigkeiten zu rechnen. Hat Frau und Kind. Aber was sein muß, muß sein. Da gibts keine Unklarheit.

Und dann haben wir uns bis an den Eingang der Höhle getappt. 72 Stufen hinab ins Unterirdische. Eine Taschenlampe gibt Licht. Aber der Pastor soll achtgeben, daß er nicht ausgleitet und sich nicht den Kopf anstößt. Zwischendurch fällt einem ein, ja man ist auch schon nahe den Fünfzig und könnte ihr Vater sein. Ist man das nicht wirklich?

O, ist das schön hier! Kalksteinweiß die Wände, zur sich verjüngenden Kuppel aufstrebend. So hell ists, daß einem das Licht ordentlich die Augen bestürmt. Dazu haben sie immer noch Zeit gehabt, die Höhle auszuschmücken zur unterirdischen Kapelle. Meine Kanzel verschwindet im Tannengrün. Daneben der Waldbaum mit Lichterblüten und grünes Reisig an den Wänden, und wo die Tropfsteingebilde eine winzige Nische lassen, sitzt ein Lichtlein wie ein Zaunkönig.

Das ist der Oberteil und bis an die Kanzel dicht gedrängt die deutsche Kriegerschaft, wie sie eben aus dem Graben kam oder gleich hinein will; das Gewehr in der Hand. Vier Zugänge hat die Höhle, und das Licht deutet hinein mit weisendem Finger, trifft auf lauter Helmspitzen bis hin an die Windung des Gangs zu einem Bruderlicht. Erdensöhne quellen aus den Gängen an das Licht.

Auch Musik ist da, irgendwo weit wie aus einer andern Welt klingend: „Stille Nacht, heilige Nacht." Und meine Stimme ist mir fremd, als hätte sie sich von mir losgelöst.

Brüder, die Stunde vergessen wir nicht, solange wir leben!

Schade ists, daß man nicht bleiben darf. Aber Andre warten noch. Ich muß zurück zu meinem Quartier, wohin mich auch der Hunger gemahnt. Und müde bin ich auch. Aber draußen ist es unterdessen sternhell geworden; Licht an Licht, als wolle doch der Himmel Heilig-Abend halten über der dunklen Erde, die endlich schweigen lernen soll vor der Unendlichkeit. Es fallen auch nur einzelne Gewehrschüsse in dem Auf und Ab ihrer beiden Töne: Tall-kum.

Unterwegs erwartet mich mein Wagen und rumpelt mit mir davon. Die Leuchtraketen dort sind Weihnachtssterne über den Gräben. Und sinds doch nicht.

Das Abendessen im Quartier war eine willkommene Ruhepause.

Wieder meldete sich das Auto und brauste davon. In dem Ruheort dieses Regiments konnte aber keine Weihnachtsfeier gehalten werden, weil am Mittag ein Volltreffer in die Kirche gefahren war und ein Stück vom Altar wegriß, just zu der nämlichen Stunde, da ich all die Tage zuvor zur Weihnachtsvorbereitung an diesem Ort meinen Abendmahlstisch aufgestellt hatte. Der Feind schoß schon immer in die Nähe der Kirche. Drum war die Verantwortung zu groß, und die Feier mußte ausfallen.

Nun hatte ich aber noch einen weiten Weg vor nach der Front dieses Regimentsabschnittes. Das Auto mußte zurückbleiben und bei dem Zustand der Wege oder Unwege war das einzig mögliche Gefährt ein zweirädriger Bauernkarren. Die hochbeinigen Räder und ein Mordsgaul davor, die konnten es schaffen. Man mußte sich allerdings öfter festhalten, um bei dem schwankenden Untergrund der Dinge seinen Unterstützungswohnsitz nicht zu verlieren, wenn ein Rad auf der zerbeulten Straße in einen Granattrichter geriet. Und das geschah recht häufig und unangemeldet. Patsch, patsch wirft der Gaul seine Beine; hupp, hupp zuckelt der Karren.

Der Feind ist an diesem Abschnitt der Front unerwünscht lebhaft. Mein Fuhrmann erklärt mir, daß wir jetzt in den Strich seines Maschinengewehrfeuers kommen. Und schon setzt das widerwärtige Geknarre ein. Man muß dabei still sitzen und möchte doch etwas tun. Also kriegt der Elefantengaul Schläge, daß er schneller dahinpatscht.

Endlich ist das Dorf da, das den Anblick unüberbietbarer Zerstörtheit gibt und nur noch ein Gerippe ist, umgeistert vom Mondschein. Kein Dach mehr, buchstäblich nur noch einzelne Mauern. Und unter diesen Ueberresten der erleuchtete Fensterausschnitt eines Unterstands da und dort. Da sind Gesichter um ein Weihnachtsbäumchen und da tönt auch schon ein Weihnachtslied.

Die Annäherungsgräben sind voll Wasser. Mein Führer, der mich am Dorfeingang erwartete, sagt, wir müssen auf der Dorfstraße rasch vorwärts gehn, denn die Maschinengewehre drüben sind auf unsern Weg eingeschossen. Auch liegen, wie ich weiß, die Stellungen sich auf allernächste Entfernung gegenüber.

Ganz unverhofft taucht aus der Nacht die leuchtende Tiefe empor vor unsern Füßen. Ein lichter Gang führt in die Unterwelt. Wir sind in einem verlassenen Bergwerk. Feiertägig weiß sind die Gänge, festlich beleuchtet und geheimnisvoll still. „Sesam, tue dich auf!" möchte man flüstern.

Und nun ist die Unterwelt versammelt in einem Kuppelraum, den wuchtige Säulen tragen und oben phantastische Tropfsteingebilde beleben, während ein Männervolk der Tiefe sich hier eingefunden hat. Wären es Zwerge gewesen, hätte man sie Erdmännlein nennen können. Nun war es aber das Aufgebot deutscher Männerkraft, lehmüberkrustet und in voller Bewaffnung. Ein Trupp kommt noch und nimmt erst die Atemmasken ab.

Alles ist da. Der Festsaal der Natur ist geschmückt. Zwei Lichterbäume an Säulen im Hintergrund, dazwischen ein kreisrundes Mal aus weißen Blöcken. Darinnen ist der Platz dessen, der heute Abend das Wort sagen soll. Mein Platz! Wir sind versammelt zu einer heiligen Verschwörung — Weihnachten! Denn es soll und muß deutsche Weihnacht werden „und wenn die Welt voll Teufel wär." Greifbar stark ist die Gegenwart des Unsichtbaren, die es gebot. Deutsche Kampfbrüderschaft ist beisammen, eiserne Schaffer künftigen Friedens. Und weltentrückter Friede senkt sich ins Herz bei dieser ins ganz Große gewachsenen Weihnachts-Familienfeier.

Wir waren froh beieinander. Lied um Lied erklang. Gesangvereine der Kompagnieen wetteiferten. „Steh ich in finstrer Mitternacht." „O Deutschland hoch in Ehren." Und Jeder wollte etwas sagen und mitteilen.

Mitternacht war herangekommen. Ganz nahe im Kampfgraben hat der Beobachtungsposten dort sein winzig Tannenbäumchen neben sich gestellt auf die Schulterwehr. Wie dunkel ist die Nacht, wenn man vom Licht kommt und das Maschinengewehrfeuer klingt doppelt häßlich wie das eiserne Geschnatter eines freßgierigen Rachens. Der Feind ist in giftiger Unruhe. Gewehrgranaten krachen, und dicht bei uns pfeift der Tod spitz durch die Zähne.

Aber als ich dann wieder auf meinen Karren geklettert bin und durch die Mondnacht holpere, weiß ich voller Dankbarkeit dies und wills sagen, daß ich einen der reichsten Tage meines Lebens heute gelebt habe, und daß mein Amt mich selten so gesegnet hat wie am Heilig-Abend 1915.

Fritz Philippi

Weitere Beiträge zu Luthers Lebensbeschreibung von ihm selbst

3. Student in Erfurt. 1501—1505

Die Universität zu Erfurt war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle andern dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden; aber nun ist dieser Ruhm und Majestät dahin und ist diese Universität gar tot. Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit, wenn man Magistros promovierte und ihnen Fackeln fürtrug und sie verehrte: ich halte, daß keine zeitliche weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein sehr groß Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte. Da ritt man in der Stadt umher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte. Welches alles dahin ist und gefallen. Aber ich wollte, daß mans noch hielte.

Tischreden

Erfurt liegt am besten Orte, ist eine Schmalzgrube. Da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte. Wenn Nürnberg da stünde, es sollte das ganze Land an sich reißen. Denn wo böse Nahrung ist, da sind witzige Leute, die müssens suchen; wo aber genug ist, da mästet man sich wie die Säue und bauet nicht. Erfurt ist ein sehr fruchtbar Bethlehem gewesen, aber man hat mit dem Weiden die Aecker so verderbt, daß der Segen nun in einen Fluch geraten ist.

Thüringerland hat ein schwarz, schleimig Erdreich, macht den Fuhrleuten, wenns geregnet hat und naß ist, schwer fahren und bösen Weg. Wie in Westreich und in Niederlande, da ist das Erdreich wässerig, sind aber gute Aecker, köstlich Vieh, das gute Milch gibt mit Menge. Das will gut, wacker und fleißig Gesind haben, das sein wohl wartet, nicht verschlafen ist, denn die Melkerinnen sollen singen, daß sie nicht schlafen und die Kühe verderben. Thüringen war etwann ein sehr

fruchtbar Land, jetzt aber ist es in äußerster Vermaledeiung, vielleicht um des großen Geizes willen der Bauern.
Tischreden vom Januar 1533

Venedig hat dreimalhunderttausend Feuerstätten, Erfurt 18 000 Schornsteine. Nürnberg ist kaum die Hälfte von Erfurt.
Tischrede vom Januar 1537

Erfurt war einst ungemein fruchtbar an Früchten, aber nun ruht ein Fluch auf ihm. Tischrede vom 21. 5. 1538

Erfurt ist nichts Bessers gewesen denn ein Hurhaus und ein Bierhaus. Die zwei Lektiones haben die Studenten am fleißigsten allda gehöret: da waren keine Professoren, keine Prediger.
Tischreden vom November 1532

Gut macht Mut. Das hat Erfurt bewiesen. Weil es reich war und den Bischof von Mainz verachtete und den Herzog von Sachsen, ist es so sehr gedemütigt worden, wie man sieht. Es hat Erfurt an Weisheit gefehlt, nicht an Geld. Wie das Sprichwort sagt: Stolzer Mut, heimlicher Neid und kindischer Rat haben Rom und Troja zerstört.[1]) Deswegen haben sie den guten und klugen Mann Heinrich Kelner abgesetzt, und darum fehlt ihnen nun aller Segen. Einst sollen sie eine Einnahme gehabt haben von jährlich 80 000 Gulden, jetzt haben sie jährlich 600 000 Gulden Schulden. Es ist aber eine sehr befestigte und volkreiche Stadt, mit 18 000 Feuerstätten. Sie ist nicht zu gewinnen, außer wenn der Türke sie belagert.
Tischrede vom März 1532

Ihr [Erfurter] habt bei euch viel Jahr eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahr gestanden bin. Aber das will ich wohl schwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lektion oder Predigt an irgendeinem geschehen ist, deren ihr jetzt alle Winkel voll habet. O wie selig hätt ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlein hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie teuer und tief lag da die Schrift vergraben, da wir so trefflich hungrig darnach waren, und war Niemand, der uns etwas gab, und ging doch so viel Mühe, Kosten, Gefahr und Arbeit drauf. Jetzt aber seid ihr vor großer Fülle und Reichtum des Worts gleich satt und faul worden, und habts ohne Kosten, Mühe und Arbeit. Es sprach einmal Doktor Sebastian, Prediger auf Unsrer Lieben Frauen Berge bei euch, da es so wohlfeil zu Erfurt war: „Gott plaget andre Leute mit Teurung, uns strafet er mit Fülle."
Brief an die Christen zu Erfurt (Januar Februar) 1527

Vor dreißig Jahren war die Bibel unbekannt, die Propheten waren ungenannt und gehalten, als wären sie unmöglich zu verstehen. Da ich zwanzig Jahr alt war, hatte ich noch keine gesehen. Ich meinte, es wären keine Evangelien noch Episteln mehr, denn die in den Postillen sind. Tischreden

Ich gedenke, wie Magister Johann von Wesel — der zu Mainz Prediger gewesen, zuvor zu Erfurt die hohe Schule mit seinen Büchern regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister worden — allein darum mußte verdammt sein . . . daß er nicht wollt sagen: Credo Deum esse, sondern sprach: Scio Deum esse. Von den Conciliis und Kirchen. 1539

In meiner Jugend sah ich zu Erfurt viele Karthäuser, die den Jahren nach hätten noch in gesundem Alter stehen müssen, aber unmäßig blaß waren und sich beim Gehen auf einen Stock stützten. Verwundert über diesen Zustand fragte ich, woher sie das Uebel sich zugezogen hätten. Antwort: Vom Wachen. Aber warum schläfst du nicht? Ich darf nicht! antworteten sie. Erklärung der Genesis (1. Mos. 13, 8 f.) 1539

Ich hab zu Erfurt selbst im Karthäuserkloster gesehen einen Kranken an einer Krücken gehen, der noch jung war; den fragte ich, ob man ihn nicht des Chors und der Wache überhübe? Nein, sprach er kläglich, ich muß fort.
Von den Conciliis und Kirchen. 1539

1) In einer parallelen Niederschrift als Vers:
Stolzer Mut, heimlicher Neid, kindischer Rat,
Die drei Rom und Troja zerstöret hat.

So ist das so ganz jedermann offenbar, daß es niemand mehr mag widersprechen, wie Johann Hus sei noch nie mit Schriften überwunden: als auch etliche Acta selbst schreiben, ist er verdammt worden heimlicherweis, daß die Junkherren haben unter einander drob beratschlagt Placet? Placet? Placet? und ist also durchs Placet der ungelehrten Tyrannen hingerichtet, ohn Unterricht, ohn Beweisung, ohn Ueberwindung. Wie ich denn gehört habe von meinem Institutor Johann Grefenstein, gelehrtem und frommen Mann, welchen ich nun wohl mag nennen, dieweil er tot ist, und ichs zu der Zeit von ihm hörte, da ich noch gar wenig gedachte Priester, geschweige Doktor zu werden. Also ist an vielen Orten deutschen Landes noch allzeit blieben das Mummeln von Johann Hus . . .
Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen. 1520

Da ich jung war, haßte ich diesen Vers (Psalm 2, 11: Dienet dem Herrn mit Furcht), denn ich hörte nicht gerne, daß man Gott fürchten müsse. Das geschah aber darum, weil ich nicht wußte, daß die Furcht gemischt sein muß mit Freude oder Hoffnung, d. i. ich kannte den Unterschied zwischen unsren Werken und den Werken Christi nicht.
Auslegung von Psalm 2. 1532

Es ist mir selber aus der Maßen sauer worden, daß ich mich von den Heiligen gerissen habe, denn ich über alle Maße tief drinnen gesteckt und ersoffen gewesen bin.
Sendbrief vom Dolmetschen. 1530

Als er einmal nach Hause reisen wollte und unterwegs war, stieß er sich unversehens mit dem Schenkel ins Schwert und zerriß sich die cephalica. Er war damals allein auf dem Felde nur mit einem Geleitsmann, von Erfurt so weit wie Eutzsch von Wittenberg (halbe Meil). Da floß das Blut nur so und konnte nicht gestillt werden. Da er den Finger dawider drückte, schwoll der Schenkel ungeheuerlich an. Endlich brachte man aus der Stadt einen Chirurgen herbei, der besorgte die Wunde. Wie er nun in Todesgefahr war und sagte: O Maria, hilf! — „da wär ich" sprach er „auf Mariam dahingestorben!" Noch in der Nacht brach die Wunde wieder auf; da wurde er ganz schwach und rief wieder Mariam an. Es war der dritte Ostertag.[1]) Tischrede vom 30. 11. 1531

Ich erinnere mich, daß einst ein Mann, den ich tröstete um den Verlust seines Sohnes, zu mir sagte: Du sollst sehen, Martinus, daß aus dir noch einmal ein großer Mann wird. Dieser Rede erinnere ich mich gar oft, denn es haben solche Worte etwas von Weissagung und Orakel an sich.
Brief von (Juli? 6. 11.?) 1530

Verschiedenes

Franz von Assisi. Von Emil Dimmler. 76 S. **Melchior von Diepenbrock.** Von Professor Dr. Kosch. 40 S. **Ludwig Windthorst.** Von A. Reumont. 116 S. **Peter Reichensperger.** Von Dr. Franz Schmidt. 64 S. **Adolf Kolping.** Von Dr. Albert Franz. 60 S. **Joseph von Görres.** Von Dr. W. Schellberg. 48 S. **Friedrich Spe.** Von Professor Dr. Kosch. 48 S. **Johann Michael Sailer.** Von Professor Dr. Kosch. 42 S. Jedes Heft 60 Pfg. Sämtlich im Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1913. Sammlung „Führer des Volks".

Bischof Sailer, der „katholische Schleiermacher", der an der Grenze von Aufklärung und Romantik steht, wird vor allem als Erzieher gewürdigt. Sein deutsches Empfinden wird immer wieder hervorgehoben; bisweilen glaubt man kaum, einen Katholiken reden zu hören, so in seinen Worten über den „Aftermystiker" Martin Boos. „Ultramontan" war er nicht. Sein Schüler Melchior von Diepenbrock wird in einem weiteren Heft gewürdigt. Ludwig Windthorst wird dargestellt als Schöpfer der Macht, die die katholische Kirche im geeinigten Deutschland gewonnen hat, als genialer Gegenspieler Bismarcks, der heute noch fortlebt in seinen Schöpfungen, dem Zentrum und dem Volksverein für das katholische Deutschland. Die Biographie ist gut geschrieben, die Schilderung des Kulturkampfs in ihrer Einseitigkeit vortrefflich. Durch das ganze Buch zieht sich der Nachweis, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei ist. Es fehlt ein Literaturverzeichnis. Die Superlative, die der Verfasser bisweilen (S. 50) auf seinen Helden häuft, kann man dem sonst trefflichen Buch nachsehen. Als Ergänzung kann die Biographie Peter Reichen-

1) 15. April 1903? — Zur historischen Kritik an all dem oben Mitgeteilten vgl. Scheel, Martin Luther.

spergers dienen; doch ist die Darstellung bei weitem nicht so klar, allerdings auch der Stoff weniger dankbar. Wir werden hier mehr in die Zeit um 1848 geführt, ohne daß soviel Licht auf jene Zeit fiele wie im vorigen Heft auf die des Kulturkampfs. — „Herrin, nicht Sklavin der Welt muß die Menschheit sein", und „Lebensweisheit ist zuletzt nur Eines: lieben, soviel als wir können, und mehr als wir können" — darin wird zusammengefaßt, was Franziskus der Christenheit gebracht hat. Schlicht und warm wird sein Leben erzählt, ohne daß das Legendarische hervorträte. Die vorhandenen historischen Probleme werden gestreift, aber nicht ausführlich behandelt, wie es dem populären Charakter des Buches entspricht. Es wird nicht verschleiert, daß die Entwicklung des Ordens den Wünschen Franzens nicht entsprach, und es wird verständlich gemacht, warum später der Orden unter schweren Kämpfen und Spaltungen zu leiden hatte. Aber die Persönlichkeit Franz' steht im Mittelpunkt; der Verfasser hat sie mit Liebe geschildert. Auch die Biographien von Friedrich Spe, Joseph von Görres und Adolf Kolping sind als durchaus gelungen zu bezeichnen. Der rührige Volksverein hat in diesen populären Lebensbildern, die durchweg von berufener Seite abgefaßt sind, ein Unternehmen ins Leben gerufen, das man mit einem gewissen Neid betrachten muß. Wo haben wir ähnliche billige und doch gute Lebensbeschreibungen unsrer „Führer des Volks"? Hier und dort gibts wohl einzelne, aber es fehlt das Umfassende — was ja schon dadurch bedingt ist, daß bei uns kaum religiöse und politische Führer in derselben Sammlung erscheinen würden. Diese Geschlossenheit des Führerkreises ist freilich vielleicht nur bei einer Minderheit möglich. G R

An die Lutherische Synode zu Paris. Fortsetzung. Vgl. Nr. 2·

Ich denke, daß wir nun auch dem Geheimnis des pasteur Lœbel de la plus grande église lutherienne de Leipzig auf der Spur sind.

Im „Neuen Sächsischen Kirchenblatt" 1915 Nr. 33 f hat Pfarrer Loeber von Fremdiswalde über „Christentum und Krieg" geschrieben. Dieser Zeitungsartikel ist dann im Sonderdruck erschienen, unter gleichem Titel, bei Arwed Strauch in Leipzig. (28 S. 30 Pfg.) In heißer Liebe zu seinem Volk und Vaterland — woraus kein Franzose ihm einen Vorwurf machen wird — und tief bewegt von der Frage, wie sich Christentum und Krieg vertragen, rettet er sich ganz bewußt aus dem Neuen Testament ins Alte, in das mit dem Neuen Testament zum Glück verbundene Alte. Hier findet er die ersehnte Rechtfertigung des Krieges für den Christen. Temperamentvoll — woraus kein Franzose ihm einen Vorwurf machen wird — formuliert er seine Gedanken und Empfindungen gelegentlich sehr scharf, bis an die Grenze des Richtigen. Aber auch das paradoxeste Wort findet seine Erläuterung im Zusammenhang, im Verhältnis der Sätze, die sich einander ergänzen und rechtfertigen. Man braucht nicht allem zuzustimmen, aber diese ganze Dialektik ist nicht das Schlechteste, was man zur Harmonisierung von Krieg und Christentum aus der Feder von protestantischen Theologen in all dieser Zeit zu lesen bekommen hat.

Es kann nun gar keine Rede davon sein, daß sich irgend Sätze, wie sie le pasteur Lœbel de Leipzig du haut de la chaire verkündet haben soll, in dem Zeitungsartikel, oder in der Broschüre, finden. Aber da wir an der Behandlung von Philippi und Seeberg die Methode des Standard-Mannes, dem die Franzosen eiligst folgen, kennen gelernt haben, ist es wahrscheinlich, ja so gut wie gewiß, daß wir in der Loeberschen Schrift die Vorlage für jene Sätze sehen müssen. Der Fall ist allerdings mehr psychologisch oder pathologisch, als literarkritisch interessant. Denn literarkritisch kann man die Abhängigkeit der Sätze im Standard und Temps von den Ausführungen Loebers nicht beweisen. Und der Verfasser ist durchaus in der Lage sie abzulehnen. Versetzt man sich aber in den Seelenzustand und die Arbeitsweise des Standard-Theologen, wie wir in Nr. 3 Sp. 57 versucht haben, so darf und muß man annehmen, daß sich seine schöpferische Phantasie doch an dem, was Loeber gesagt hat, entzündete. Wir verzichten auf Zitate aus Loeber; die Broschüre ist ja im Buchhandel. Das Gewagteste, was er sagt, kommt auf jene Forderung „schonungsloser" Energie hinaus, die wir auch bei Philippi finden, und für die sich Loeber ausdrücklich auf Luther beruft. Wie vorsichtig Loeber ist, unserm deutschen Volke die Mission von Gottes Volk zuzuweisen, trotz seiner Flucht ins Alte Testament, mag doch folgender Satz zeigen (S. 11): „Jeder Zweifel, daß der Krieg gegen solche Feinde ein wahrhafter und gerechter und Gott wohlgefälliger Krieg ist, liegt **dem Israeliten** vollkommen fern, und dies um so mehr, als er für sich die Gleichung gelten läßt: Meine Feinde = Gottes Feinde. Jeder solche Zweifel soll auch **uns** fern liegen, **obwohl wir jene israelitische Gleichung nicht für uns in Anspruch nehmen.**"

Genug von dieser Lügenfrucht der Kriegspsychose. Wir würden uns nicht so lange damit aufgehalten haben, wenn nicht eine Instanz wie die Lutherische Synode in Paris, der wir auch jetzt unsern Respekt nicht versagen, sie zum Anlaß einer feierlichen Erklärung gemacht hätte. Wir schließen mit dem Appell an diese Synode, um der Wahrhaftigkeit willen den Vorwurf zurückzunehmen, daß in Deutschland Dinge gepredigt werden wie die: »Le Ciel a béni les Allemands et les a désignés comme le peuple élu« — »La mission divine de l'Allemagne est de crucifier l'humanité« — les Allemands »font une œuvre d'amour en tuant leurs ennemis, en les faisant souffrir, en brûlant leurs maisons, en envahissant leurs territoires« — »Point de quartier pour les Anglais, les Français, les Russes et tous les peuples qui se sont donné au diable.«

Leider muß ich mich auch noch an die Semaine religieuse in Genf wenden. In Nr. 3 vom 15. Januar bringt sie zur selben Sache einen Brief von Pfarrer Correvon in Frankfurt a. M., der sich wie wir über die sermons allemands légendaires ausspricht. Der Herausgeber Pfarrer D. Fr. Chaponnière bemerkt dazu, daß die Zitate des Standard-Temps gleich den Eindruck der Unzuverlässigkeit gemacht hätten, und freut sich des durch Pfarrer Correvon erfolgten Dementis. Aber er fügt hinzu, daß eine ganze Anzahl deutscher Predigten aus dieser Kriegszeit gedruckt vorlägen, welche Gedanken aussprächen, die mit jenen Zitaten doch Verwandtschaft hätten: l'idée que l'Allemagne a reçu une mission divine spéciale, l'idée que Dieu a fait de ce peuple l'instrument des punitions célestes; l'idée que ses ennemis sont fréquemment inspirés par le grand Ennemi des âmes; l'idée qu'il n'y a pas d'incompatibilité absolue entre les rigueurs de la guerre et l'amour chrétien. Alle diese Ideen, behauptet Herr Chaponnière, fänden sich fréquemment dans la prédication, tant catholique que protestante, de l'Allemagne actuelle. Wir bezweifeln nicht, daß in diesen 1½ Jahren Leidenschaft und Rhetorik auf deutschen Kanzeln manches gefehlt haben mag — wie unter den andern Krieg führenden Völkern auch. Aber wir fordern Herrn Chaponnière auf, uns für seine Behauptung die Beweise zu bringen. Er ist Neutraler, ihm kann man die Entschuldigungen nicht zubilligen, die den Franzosen — und uns Deutschen zu gute kommen. Wir bitten Herrn Chaponnière, durch einwandfreie Zitate aus gedruckten deutschen Predigten uns davon zu überzeugen, daß die von ihm formulierten Ideen in der deutschen Kriegspredigt häufig wiederkehren. Für die Erfüllung dieser Bitte wollen wir dem Herrn D. gern eine längere Frist gewähren, denn sie wird nicht leicht sein.

— Das **Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten** ist uns leider noch nicht zugegangen. D. Bolliger, Pfarrer von Zürich-Neumünster, hat darauf geantwortet. (Zu lesen z. B. Tagesanzeiger für Zürich Nr. 6 und 7.) Wir kommen darauf zurück, sobald wir das Sendschreiben kennen.

Die französischen Katholiken lassen ein neues Werk im Stil von La guerre allemande ausgehen: L'Allemagne et les Alliés devant la conscience chrétienne. Nach KVZ 55, der aber auch nur erst Auszüge vorlagen: „wiederum ein Angriffswerk, und dieses Mal in einigen Kapiteln direkt gegen die deutschen Katholiken." La guerre allemande ist uns inzwischen durch besondere Freundlichkeit zugänglich gemacht worden. Es hat uns die Aufmachung des Buchs: das Vorwort von Kardinal Amette, das andre von Generalvikar Baudrillart, Rektor der Katholischen Universität, usw. außerordentlich interessiert. Wie werden sich die Verfasser all dieser Artikel (auch die protestantischen Verfasser paralleler Produkte) dazu stellen, wenn sie im Lichte des Friedens alles ganz anders sehen lernen müssen? Den Schluß macht ein Verzeichnis der Priester und Mönche, die im Kriege gegen uns gefallen sind, möglichst mit Ort und Orden. Bis zum Druck des Buches (April 1915?) rund sechshundert. R

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel Wir und die Demokratien des Westens: der Verfasser bezeichnete das in seinem Geleitbriefe selber als „werdende Gedanken" „kaum zum Druck." Und was er gibt, ist ja in der Tat mehr ein Stimmungsausdruck als geklärte Ansicht. Aber was Classen bei seiner Arbeit erlebt, ist uns immer interessant, und werdende Gedanken sind zuweilen anregender als fertige.

Ich hätte gern die Adresse des 87jährigen, der neulich an mich schrieb! R

Literatur

Adolf **Behrendt,** Pastor in Pyritz: Ströme des lebendigen Wassers. Erweckungspredigten über die alten Evangelien. Leipzig, G. Strübig. 8—10 Lieferungen zu je 50 Pfg.

Pfarrer G. **Benz:** Nicht hinausgestoßen. Predigt am 4. Advent. Basel, Basler Missionsbuchhandlung. 14 S. 30 Rappen.

Eberhard **Buchner:** Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/15 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Vierter Band: Von der Eroberung Antwerpens bis zum Fall Tsingtaus. München, Albert Langen. 318 S. 3, gebunden 4 Mk. — Eine unermeßliche Fülle des glücklich Gesammelten. Für mich das interessanteste Kriegsbuch, das wir haben.

Kurt **Delbrück,** Pfarrer in Berlin-Schöneberg: Göttliche Vorsehung oder Zufall im gegenwärtigen Kriege? Betrachtung. Halle, Richard Mühlmann. 370 S. 80 Pfg.

Paul Joh. **Haack,** Divisionspfarrer: Wir im Feld mit Gott! Feldansprachen auf dem westlichen Kriegsschauplatz 1914/15. Breslau, Ev. Buchhandlung Gerhard Kaufmann. 136 S. 21 Bilder. 1,20 Mk.

Emil **Högg:** Kriegergrab und Kriegerdenkmal. Wittenberg, A. Ziemsen. 85 Abbildungen. 2,40, gebunden 3,80 Mk. — Die Bücher der Kirche VII.

F. **Kattenbusch:** Ueber Feindesliebe im Sinne des Christentums. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 70 S. 1 Mk.

Karl **König,** Pastor in Bremen-Horn: Krieg und Christentum. Eine grundsätzliche Betrachtung. Berlin SW. 11, Hutten-Verlag. 88 S. 1 Mk., gebunden 1,50.

Hermann **Kutter:** „Erfahrung". Die Weihnachtserfahrung eines Buben. Zürich, Orell Füßli. 22 S. 40 Rappen.

D. Dr. Rudolph **Meincke,** Pastor an St. Nikolai in Hamburg: Sonntagsfrieden in eherner Zeit. Hamburg, Otto Meißner. 301 S. 3, gebunden 4 Mark.

Max **Pfau**: Russisches. Erlebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenschaft 1914/15. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 132 S. 1 Mk.

R. **Pflanz**, Pastor in Liegnitz: Aus der Fremde in die Heimat. Feldpostbriefe eines freiwilligen Feldpredigers. Erste Reihe zweite Auflage 81 S. Zweite Reihe 111 S. Liegnitz, H. Krumbhaar. Je 1 Mk.

Pfarrer Hermann **Priebe** in Berlin-Grunewald: Kriegerfrauen! Helft euren Männern den Sieg gewinnen! Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen. Berlin W. 9, Martin Warneck. 15 S. 10 Pfg. usw.

Max **Scheler**, Abhandlungen und Aufsätze. Zwei Bände 367 und 411 S. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher. 12, gebunden 15 Mk.

Otto **Stein**, Pfarrer in Hilchenbach: Das Gebet des Herrn in Kriegsbetstunden ausgelegt. 31 S. — Derselbe: Die 10 Gebote im Kriege. Kriegsbetstunden. 35 S. Hilchenbach, Neuzeitverlag von L. Wiegand. Je 30 Pfg. Partiepreise.

Dr. Helene **Stöcker**: Geschlechtspsychologie und Krieg. Sonderdruck aus der „Neuen Generation". Berlin W. 15, Oesterfeld u. Co. 16 S. 30 Pfg. — Kriegshefte des Bundes für Mutterschutz Nr. 3.

Pastor **Weirich**, Barmen: 20 Kriegsabende. Ausgeführte Programme mit reichem Vortragsstoff. Potsdam, Stiftungsverlag. 64 S. 80 Pfg.

Reinh. **Witte**, Superintendent in Stolp in Pommern: Das Problem des Krieges für die christliche Weltanschauung. Leipzig, G. Strübig. 37 S. 50 Pfg.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 7. Februar 4 Uhr im Kaiserhof: „Neue Ethik" und Ehescheidung. P. Schmidt-Lauenburg.

Görlitz. Montag 7. Februar im oberen Saal der Dreifaltigkeitskirche Vereinigung zur Aussprache über religiöse Fragen: Besprechung über D. Rades Buch Die Kirche nach dem Kriege, eingeleitet durch Pastor Onnasch.

Halle a. S. Freitag 28. Januar 8½ Uhr: Christentum und Kirche in Rußland und den Balkanländern. Privatdozent Lic. Mulert-Berlin.

Magdeburg. Donnerstag 17. Februar 8¼ Uhr Stadtmissionssaal Hasselbachstr. 1 (zugleich von der Volkskirchlich-sozialen Vereinigung aus): Arbeiter, Krieg und Kirche. Lic. Siegmund-Schultze, Berlin.

Der Treuga Dei-Bund

hält am 1. und 2. Februar eine Tagung in Berlin, Lehrervereinshaus. Hauptvortrag: **Der kirchliche Burgfriede und die Treuga Dei-Bewegung.** Dir. Peisker-Wittenburg W. Pr. Aussprache: **Frömmigkeitspflege an unserem Volke.** Aeußerungen: Prof. Mahling, Deißmann, Kahl, Sup. Brockes, Dr. med. Brenneke, Lic. Stange, Lic. Wielandt.
Näheres durch P. La Roche-Golzow, Kr. Zauch-Belzig.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 3. Deutsche Auslandgemeinden im Krieg — Der Katholizismus in Deutschland und der Krieg Juli bis September 1915 (Schluß) — Der Krieg: Medien zur Front; Der Gefangenenbote; Deutsche Soldatenheime — Verschiedenes: Deutsch-Evangelische Arbeitsgemeinschaft; Der katholische Frauenbund Deutschlands; Zunahme der Mischehen; Baptisten und landeskirchlich Evangelische.

Wer bietet einer gebildeten **Witwe**, 38 J. alt, durch den Tod ihres Mannes in Not geraten, Gelegenheit, sich eine Existenz zu gründen? Sie ist in allen Zweigen des Hausstandes durchaus erfahren, geübt in Krankenpflege, Kindererziehung, musikalisch, kaufmännisch gebildet und würde zur Leitung eines Hausstandes oder Hospizes geeignet sein. Referenz eines Arztes, bei dem sie 4 Monate vertretungsweise Klinik und Haushalt leitete, vorhanden. Auskunft erteilt **P. Evers**, Lehrerin, **Eutin**.

RGG sucht antiquarisch zu kaufen Pfr. **Hoffmann**, **Gundhelm**, Post Hutten.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag von J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) in TÜBINGEN

Die Kirche nach dem Kriege

Von

D. Martin Rade

Professor in Marburg

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Nr. 79)

8. 1915. Mk. 1.20

Ausschreibung einer Pfarrstelle

Infolge Aufrückens des bisherigen Inhabers gelangt bei der **St. Marien-Andreaskirche zu Rathenow** die

4. Geistlichenstelle

zur möglichst baldigen Neubesetzung.

Das Stelleneinkommen richtet sich nach dem Pfarrer-Bes.-Ges. v. 26. Mai 1909. Dienstwohnung ist nicht vorhanden. Es wird ein Wohnungsgeldzuschuß von 800 Mk. gewährt. Der Stelleninhaber ist verpflichtet, die Seelsorge im Städtischen Krankenhause sowie die Filiale in Semlin zu übernehmen.

Rathenow liegt 1¼ Stunde von Berlin, hat 26000 Einwohner und besitzt an höheren Schulen ein Realgymnasium und ein Lyzeum.

Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnis bitten wir an den Magistrat als Patron baldigst einzureichen.

Der Magistrat

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)

mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Evangelische Freiheit

Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur

in Gemeinschaft mit Professor D. F. Niebergall in Heidelberg, D. G. Traub in Dortmund, Pfarrer Lic. J. Jüngst in Stettin und vielen anderen Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten**, Kiel

Achtzehntes Kriegsheft

Inhalt:

Notizen.
Kriegsgewinn. Eine Laienpredigt von A. Hahn, Stuttgart.
Wohltun. Eine Laienpredigt von A. Hahn, Stuttgart.
Begräbnisrede für einen gefallenen 19jährigen Kriegsfreiwilligen.
Betrachtungen zum Dorfpredigtproblem während des Krieges. Von Pfarrer Beller in Wahlen, Kreis Alsfeld, Hessen.
Glaube und Aberglaube im Kriege. Von Diakonus Weyrich in Weimar.
Aus Siebenbürgen.
Kirchliche Chronik: Die Aufgaben der Zeit unmittelbar nach dem zu erhoffenden Friedensschluß. Naumanns Mitteleuropa und der Kulturprotestantismus. Eine päpstliche Kundgebung und der Burgfriede. Dessen tiefere Begründung durch protestantische unbefangene Forschung wie Scheels Luther. Von Prof. D. O. Baumgarten.

Als Sonderdrucke sind erschienen:

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen

Von

D. Wilhelm Herrmann

Professor in Marburg

50 Pfennige

Was heißt „Liebet eure Feinde"?

Ein Wort der Beruhigung in Kriegszeiten

von

Theodor Birt

Professor der klassischen Philologie in Marburg

Preis 40 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung von 43 Pf. resp. 55 Pf. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.